

meine 70er  
Georg Pendl

Die Technik, um den Kurztitel zu verwenden, begann ihren Betrieb 1968. Der damalige Landeshauptmann Wallnöfer wollte diese Hochschule und ist damit für mich ein wesentlicher Vater der positiven baukulturellen Entwicklung des Landes. Denn diese Universität „spuckt“ jedes Jahr Absolventen aus, die zum guten Teil in Tirol bleiben und durch ihren Willen nach Qualität wie ihr Engagement einen kulturellen Druck erzeugen, der sich mittlerweile in einer recht hohen baukulturellen Qualität im Lande niederschlägt.

Zu studieren hab ich 1972 begonnen. Mein Vater war Bauingenieur mit tiefer Skepsis gegenüber den Architekten – klassisch. Daher war ich mir nicht sicher, ob ich Architektur oder Bauingenieurwesen studieren soll. Ich besuchte Frohwalts Lechleitner im Atelier in der Bürgerstraße, der meinte: „Werde doch Bauingenieur, bei der Architektur bleibt einem oft nichts über, besser wäre es, privat zu malen.“ Von Lechleitner steht heute noch die Talstation der Venetbahn.

Ich habe dann Bauingenieurwesen zu studieren angefangen, zusammen mit Thomas Moser, den die gleichen Zweifel plagten. Inmitten der ganzen Knickerbocker-Typen fühlten wir uns nicht wohl. Also suchten wir das Architekturgebäude auf, wo es hieß, geht in die Fachschaft, die sind für die Beratung zuständig. Wir taten dies und fanden die so genannten Studienvertreter in verrauchter Runde mit gelangweilten Mienen um große Pappendeckelmodelle sitzen – Honold, Plöckinger, Senn. Sie meinten: „Architektur hat keinen Sinn, bleibt bei den Ingenieuren, da braucht es auch endlich ein paar fortschrittliche Leute.“ Die vermittelte Sinnlosigkeit stand jedoch im Widerspruch zu den animierenden Pappendeckelmodellen. Das war die Generation vor uns. Generationen wechseln in jenem Alter ja schnell, dauern höchstens 3 bis 4 Jahre. Sie haben sich damals mit dem Projektstudium beschäftigt, daraus ist nichts geworden, wäre aber, glaube ich, nicht schlecht gewesen.

Trotz aller Ratschläge erinnere ich mich heute noch an unsere knapp vor Weihnachten erfolgte Flucht über den Campus zur Architekturfakultät – alles klappte bestens, wir stiegen ohne Semesterverlust um.

Das Defizit der Schule waren damals die Professoren, ehemalige Assistenten von der TU Wien, die wussten oder hätten wissen sollen, wie so ein Betrieb läuft. Von Wanko hieß es, er habe einmal eine Tankstelle entworfen. Er war aber ein diskussionsfähiger Gegenpol und auch Provokateur. Einmal stellte er in einer Vorlesung die Frage: „Wer von euch (oder war es ein „Ihnen“, wahrscheinlich eher schon) würde den Auftrag für ein Einfamilienhaus ablehnen?“ Keiner zeigte auf, trotz aller gesellschaftspolitischer Bedeutung der Architektur. Er meinte nur: „Gut, dem hätte ich nämlich geraten aufzuhören.“ Klar hatte er Recht, aber trotzdem interessierte uns die Gesellschaft mehr als architektonische Gestaltung.

Wir waren dann bald in der Studienrichtungsvertretung, hatten eigentlich immer 3 oder mehr Stimmen von 5, also die Mehrheit. Die „anderen“ waren eher fach- und sachorientierte Kollegen (kein Gender-Stern nötig), einer lief sogar mit einem weißen Mantel herum, er hieß auch Österreicher. Wichtige Aktionen wie eine gegen die Mensapreise (die zu hoch waren) wurden von Stellungnahmen zu Vietnam überlagert. Der Pragmatismus war oft dominiert von Weltproblemen.

Die Technik war bekannt für die vielen Linken. Auf der Universität gab es davon ein paar Untergruppen, „Das Leben des Brian“ kann als Beispiel dienen. Die Trotzlisten waren ungefähr vier, deren Sternstunde war, als einmal Raimund Löw (ja, der Journalist) aus dem

Wiener Hauptquartier zu Gast war und alle Maos verbal panierte, was sonst umgekehrt funktionierte. Herwig van Staa hat aus der hintersten Reihe auch hineingebrüllt

Es war absolut etwas los, sehr unterhaltsam. Sonst gab es noch die Kommunisten-KPÖ, nur wenige, und den VSSTÖ (SPÖ), der bei den Uni-Wahlen erfolgreicher war. Auf der Technik waren die KB-ler (Mao) die einzigen und diese recht präsent. Es wurde alles jedenfalls sehr ernst genommen. Einer der KB-ler war sogar nach Albanien gereist, um uns von den Errungenschaften dieser Form des Realsozialismus zu berichten. Wir haben viel gelacht.

Das Leben spielte sich im AZ1 ab, das war der linke Zeichensaal, und der einzige in dem nicht alles „verkojt“ (nicht durch Spanplattenkojen zergliedert) war. Es gab nur eine Wand, hinter der die zahlreichen griechischen und ein türkischer Kollege (Ali Kaja) saßen. Trotz der Wand gab es einen regen Austausch und fast jeden Samstag ein Fest, manchmal samt Zertrümmerung der Teller nach griechischer Sitte. Die Tellerbestände wurden dann wieder über die Mensa aufgefüllt, denn es wurde im Zeichensaal auch gekocht. Es war eine recht offene Welt, mit vielen Debatten und gegenseitiger Hilfe bei der Arbeit.

Zumindest wöchentliche gab es Meetings der Studienrichtungsververtretung, offen für alle die wollten. Die Maoisten versuchten uns, die „Sympathisanten“, wie wir bezweichnet wurden,, auf Schiene zu bringen. Eines Tages kam anstelle von Walter Unterrainer Wolfgang Pöschel herein: „Ich bin der Ersatz für den WU.“ Das mit den Initialen war bei den Linken üblich, es fühlte sich klandestiner an, darum heißt unser ehemaliger grüner Stadtrat bei mir immer noch GF.

Wesentlichen Einfluss nahm die Studienvertretung im Rahmen der Studienplan- und insbesondere in den Berufungskommissionen. Zu meiner Zeit führte das zur Berufung von Josef Lackner. Schon vorher war Othmar Barth Professor geworden, einer mit hohem Anspruch an Qualität und auch Zeiteinsatz. Ein Entwerfen konnte bei ihm weit über ein Semester gehen. Einmal hat er bei einer Korrektur mit Peter Riepl und Christian Vogl sein Sakko auf einem Tisch drapiert, und gemeint: „Denken sie darüber nach!“ Mir war das zu mystisch, zu nonverbal, ich habe ihn gemieden. Das war ein Fehler.

Die Prüfungen waren nicht schwierig, außer vielleicht bei Heigl, der Städtebau unterrichten hätte sollen. Er wollte Fakten, allerdings komische. Es half jedoch, die zugestandene Zeit für die Antworten auf die Fragen nicht für Notizen, sondern diese für das Ordnen und Lesen der mitgebrachten Zettel zu nutzen. Damals sind immer drei Personen in einer Reihe gesessen, daher sind wir immer in gleicher Zusammensetzung angetreten. Das funktionierte mit etwas logistischem Engagement perfekt.

Wesentlich mehr als von den Professoren haben wir von den Assistenten profitiert, die im Arbeitsleben standen. Alle sind mir in guter Erinnerung: Robert Schuler, Karl Heinz, Dieter Mathoi, Jörg Strel, Joachim Fanta, Andreas Fellerer. Ich selber habe eigentlich auf der uni wenig über Architektur gelernt. Das kommt aus meinem Verständnis, dass die Schule etwas ist, was man erledigen muss, damit man danach tun kann was man will. Eine Prägung aus der Schulzeit, die einfach geblieben ist.

Dazu ein Exkurs: Mein erstes Schuljahr war 1964. Das war nur 19 Jahre nach dem Ende der Nazizeit. Für die meisten ist die Zeit vor der Geburt unvorstellbar lange her. Von heute jedoch 19 Jahre zurück gerechnet war gerade mal 2000, und 2001 war nine-eleven! Das ist eigentlich nicht lang her, und der Mauerfall war vor 30 Jahren! Und dementsprechend war damals die gesellschaftliche Atmosphäre. Die Volksschule ging noch, aber die Mittelschule war etwas, das man einfach hinter sich bringen musste, denn es ging nicht ums lernen, sondern ums loswerden.

In der Studienzeit hab ich mich sicher mehr für gesellschaftliche oder politische Fragen interessiert als für architektonische. Architektur war für mich insofern relevant als sie die Qualität des Lebens der Menschen beeinflussen bzw. verbessern sollte. Das denke ich auch heute noch, denn sie tut es. Es freut mich immer wieder, wenn ich von Bauherr\*innen oder Nutzern höre, dass sich ihr Leben durch die neue architektonische Umgebung geändert und verbessert hat.

Mich haben dann Themen im Afrika-Komitee und ab 1975 die Anti-Zwentendorf-Bewegung mehr interessiert als Uni-Belange. Eine sehr frühe Sache war das Verhindern der Auslieferung von 2 persischen Kollegen an das Schah-Regime. Wir haben Unterschriften gesammelt und Bruno Kreisky hat alle Aktivisten (wir waren ca. 60 Personen), in den Stadtsaal geladen und unser Anliegen unterstützt. Er hat am Ende allen die Hand geschüttelt, das war gut. Überhaupt war Kreisky jener Politiker, der durch das Öffnen vieler gesellschaftspolitischer Fenster und Türen dieses stickige Land durchlüftet hat. Die Volksabstimmung über Zwentendorf 1978 war in der Zeit meiner Diplomarbeit, weswegen sich das Diplom noch ein halbes Jahr hinauszögerte.

Es war damals eine gute Zeit, denn die Uni hat viel Freiraum geboten. Irgendwie habe ich später dann doch ein paar brauchbare Sachen bauen können. Die Widerständigkeit ist mir geblieben.

Diesen Text habe ich für die Publikation „70er XXXX“ des AUT verfasst. Ein anderer Kollege hat mich durch seinen aus meiner Sicht ergänzungswürdigen Beitrag dazu animiert. Naturgemäß hat jeder seine Erinnerung an Zeiten und auch an Geschehnisse, dass diese bereits ein paar Tage oder Wochen später voneinander abweichen können ist bekannt, erst recht ist das dann nach Jahren oder Jahrzehnten so.

Daher führe ich den obigen Text einfach weiter, werde mich aber auf jene Bereiche konzentrieren die von öffentlichem Belang sind, bzw zumindest öffentliche Belange betroffen haben.

Das Ende des Studiums fiel mit der Volksabstimmung über das erste und letzte Österreichische Atomkraftwerk zusammen, welche mit „Nein“ ausgegangen ist. Wie erwähnt war ich in der AKW Bewegung sehr aktiv, mir erschien die Zusammenarbeit mit Bürgern wesentlicher als die studentischen Aktivitäten.

Aus meiner Sicht kann das knappe Nein aus verschiedenen Gründen zustande, nicht zuletzt zweifellos auch weil die konservative Partei kurz vor der Abstimmung auf ein Nein eingeschwenkt ist -wohl eher um den regierenden Sozialdemokraten eins auszuwischen- und weil Kreisky (Bundeskanzler) sein politisches Fortleben von einem Ja abhängig machte. Trotzdem ist die Sache ein Erfolg einer Bürgerbewegung, der ersten breiteren in Österreich, da diese das Thema eben derart hochgefahren hat dass es eben zu der Volksabstimmung kam. Bekanntermaßen blieb Kreisky dann doch und gewann die nächsten Wahlen.

Die Bürgerinitiativen waren zur Sicherung des Erfolges weiter nötig, es kam erst einige Zeit später zum Atomsperrgesetz, auch waren Atomkraftwerke an den Grenzen wie in Bayern und der Tschechoslowakei ein Thema. Es gab in diesen Bürgerbewegungen keine klaren Hierarchien, es existierte allerdings ein gesamtösterreichischer Koordinationsausschuß, dem anzugehören ich als Tiroler Vertreter die Ehre hatte.

Erst Anfang der 80er Jahre ist das Thema gleichsam ausgelaufen.

Ermutigt durch die AKW Geschichte gehörte ich einer kleinen Gruppe an welche die verschiedensten Transitinitiativen Tirols zu einigen suchte, es kam zur ersten Anti-transit Veranstaltung in Tirol in den Raiffaisensälen. Dabei waren Gruppen und Personen aus Vomp, Imst und Gurgltal, Schönberg und andere vertreten.